

Aus der Geschichte der Mennonitengemeinde zu Hamburg und Altona im 20. Jahrhundert

Die folgenden Informationen wollen die „Geschichte der Mennonitengemeinde zu Hamburg und Altona“ von Berend Carl Roosen, die 1886/87 erschien und die 1990 aus Anlaß des 75jährigen Jubiläums unserer Hamburger Mennonitenkirche in einem unveränderten Nachdruck neu aufgelegt wurde, bis in die Gegenwart fortsetzen. Die Darstellung beruht nicht auf eigenständigem und intensivem Quellenstudium, wie man es von der Arbeit eines seriösen Historikers verlangen kann. Dazu fehlt dem Gemeindepastor im aktiven Dienst schlicht die Zeit.

Vielmehr versuche ich zusammenzutragen, was ich aus vielen Quellen, zufälligen Aktenfunden und vor allem mündlichen Berichten älterer Gemeindeglieder über die Geschichte der Gemeinde in den letzten Jahrzehnten weiß. Eine detaillierte und auf Quellen gestützte Darstellung mag einem künftigen Historiker, vielleicht einem Gemeindepastoren im Ruhestand, vorbehalten bleiben.

I.

Unsere Gemeinde erlebte im 20. Jahrhundert bisher fünf Pastoren, und die meisten von ihnen konnten am Ende auf eine sehr lange Dienstzeit zurückblicken. Der erste in der Reihe, kaum noch dem 20. Jahrhundert zuzurechnen, ist Berend Carl Roosen, der Chronist der Gemeinde, 1820 in Hamburg geboren und seit 1845 Pastor seiner Heimatgemeinde. Er starb, nach langem Leiden und seit längerem nicht mehr im aktiven Dienst, am zweiten Weihnachtstag 1904 und liegt auf unserem Mennonitenfriedhof in Bahrenfeld begraben. Sein jüngerer Amtsbruder und schließlich Amtsnachfolger war seit 1882 der ebenfalls aus der Hamburger Gemeinde stammende Pastor Hinrich van der Smitten, der bisher letzte der Pastoren aus Hamburger Familien. Er war neben der Gemeindetätigkeit sehr stark in dem Bemühen tätig, die deutschen Mennoniten zu einigen. So war er der spiritus rector der 1886 gegründeten „Vereinigung der Mennonitengemeinden im Deutschen Reich“ (wie sie damals hieß) und der erste und langjährige Vorsitzende ihres „Kuratoriums“ (= Vorstand). Daneben war er ab 1875 auf eigenes Risiko Schriftleiter und Herausgeber der 1854 von Jakob Mannhardt/Danzig gegründeten „Mennonitischen Blätter“, bis diese infolge der Notzeit nach der Inflation 1925 im Gefolge des Ersten Weltkriegs ihr

Erscheinen einstellen mußten. (Sie wurden ab 1927 unter der Schriftleitung von Emil Händiges im Auftrag der Vereinigung bis zur abermals erzwungenen Einstellung 1941 weitergeführt.) Hinrich van der Smissen starb im März 1928 im Alter von 78 Jahren sehr plötzlich an einem Schlaganfall und trotz seines hohen Alters noch im Dienst, nachdem er seiner Heimatgemeinde über 45 Jahre gedient hatte. Zuvor, von 1872 bis 1882, war er zehn Jahre Prediger der rheinhessischen Mennonitengemeinde Ibersheim bei Worms, und auch in der Pfalz war er in vielerlei Organisationen führend tätig gewesen, vor allem im Trägerverein der „Realanstalt am Donnersberg“, die einmal ein Predigerseminar für die deutschen Mennoniten werden sollte, aus der dann aber ein bis heute existierendes Gymnasium wurde. Dieser Anstalt blieb Hinrich van der Smissen und über ihn die Gemeinde Hamburg noch lange Zeit verbunden.

Die Mennonitengemeinde zu Hamburg und Altona ist im 19. Jahrhundert nach allem, was wir wissen, stark zusammengeschmolzen und wohl auch in Traditionalismus erstarrt. Wie andernorts auch wurden Gemeindeglieder, die sich außerhalb der Gemeinde verheirateten, ausgeschlossen – eine Art von „Gemeindedisziplin“, die nicht mehr in die moderne Zeit einer „offenen Gesellschaft“ paßte und die sich naturgemäß im Endeffekt gegen eine so kleine Gemeinde kehren mußte. Viele Gemeindeglieder oder ganze Familien haben aber auch von sich aus die Gemeinde verlassen und sich der evangelischen Landeskirche angeschlossen, wohl nicht zuletzt um des gesellschaftlichen Ansehens und der Integration in die bürgerliche Gesellschaft willen. Die großen Kämpfe und Spaltungen lagen seit langem hinter der Gemeinde, etwa mit den „Dompelaars“ in der Frage der rechten Taufform: untertauchen oder begießen? (Dieses Problem trat 1860 in Rußland unter den Mennoniten wieder auf und wurde zu einem gewichtigen Streitpunkt und einem äußeren Unterscheidungsmerkmal zwischen der Mennonitengemeinde und der sich bildenden Mennoniten-Brüdergemeinde). Die Blütezeit der Gemeinde im 17. und 18. Jahrhundert, als die Gemeinde abgesondert, aber doch durchaus erfolgreich lebte und zum Beispiel eine eigene Schule unterhielt, war ferne Vergangenheit. Die bürgerliche Gleichstellung im Zuge der Bürgerrechtsbewegung im 19. Jahrhundert, die nicht zuletzt sprachliche Integration in die Umwelt ab 1795, vorher sprach man in der Gemeinde holländisch, hatte ihren Preis.

II.

Immerhin war die Gemeinde noch reich genug, sich einen kompletten Kirchenneubau leisten zu können. Seit 1717 stand die Mennonitenkirche samt

Pastorat und Küsterhaus an der Großen Freiheit 73 und 75, nachdem die frühere Holzkirche 1713 von den Schweden niedergebrannt worden war. Etwa ab der Jahrhundertwende gab es Überlegungen zu einer Verlegung der Kirche, nachdem der Stadtteil St. Pauli immer mehr zu dem wurde, was wir heute darunter verstehen: einem Amüsierviertel mit Kneipen und Bordellen – zumindest nach klassisch-bürgerlicher Sicht nicht gerade eine wünschenswerte Umwelt für eine Kirchengemeinde. Eine anfangs treibende Kraft bei diesen Überlegungen war der damalige Rendant (= Kassenführer) der Gemeinde, Carl Cornelius Wiebe (vgl. Menn. Geschichtsblätter Nr. 29, 1977, S. 73 ff), der als reicher Kaufmann bezeichnenderweise sowohl Kirchenratsmitglied der Mennonitengemeinde wie Großmeister der Freimaurerloge war (und manches andere auf wohlütigem Gebiet). Er sollte allerdings den Kirchenneubau selbst nicht mehr erleben; er starb 1910. Das alte Pastorat und Küsterhaus stehen übrigens heute noch an der Großen Freiheit, während die etwas von der Straße zurückliegende Kirche nur noch als Bild erhalten ist. Die Gebäude wurden damals an die Stadt Altona verkauft, die in der Kirche 1917 eine Kriegsküche einrichtete und den Komplex nach dem Krieg der Altonaer Stadtmission überließ. 1943 wurde die Kirche zerbombt, und auch die an der Straße stehenden Wohnhäuser schienen jahrelang reif für die Spitzhacke, wie es auch die Stadtplanung vorsah. Im Zuge der Bewahrung alles Alten wurden jedoch die arg mitgenommenen Häuser plötzlich als erhaltenswert eingestuft und einer „alternativen“ Sanierungsgesellschaft zur Instandsetzung und Nutzung überlassen.

Schließlich traten die Bauabsichten in ein konkretes Stadium, und ein Architektenwettbewerb wurde ausgeschrieben, an dem sich sieben Architektenbüros beteiligten. Diese Entwürfe sind bis auf einen noch erhalten. Der fehlende Entwurf ist der des Siegers und späteren Bauleiters Prof. Francke; möglicherweise nahm er seine Pläne zur Überarbeitung wieder an sich. Keiner der ursprünglichen Entwürfe konnte nämlich verwirklicht werden, weil die Stadt das den Mennoniten überlassene Gelände noch einmal um zweihundert Meter nach Norden verschob. Ursprünglich sollten Kirche, Gemeindesaal, Pastorat, Küsterhaus und Bibliothek (diese Elemente kehren in allen Entwürfen wieder und waren wohl die Vorgabe) etwa an der Stelle gebaut werden, wo die jetzige Eckernförder Straße in die Langenfelder Straße einmündet. Es gab damals auch eine Debatte, ob gleich der gesamte Komplex gebaut werden sollte oder nur ein Teil. Glücklicherweise wurde alles gebaut, denn nach dem Krieg und der Inflation, in der die Gemeinde ihr gesamtes Vermögen verlor, wäre ein Weiterbau nicht mehr möglich gewesen. Lediglich ein auch einmal projektiertes Altenheim östlich der

Kirche, also etwa im jetzigen Gartengelände an der Langenfelder Straße, wurde nie gebaut. Seit der Inflationszeit sind auch die Glieder unserer Gemeinde aufgefordert, Kirchensteuern (wenn auch auf direktem Wege, nicht mittels staatlichen Einzugs) zu zahlen, was es vorher nicht gab. Schließlich erfolgte am 30. April 1914 die Grundsteinlegung der neuen Kirche, und der Bau konnte auch trotz des im August 1914 ausgebrochenen Weltkrieges zu Ende geführt werden. Am 17. Oktober 1915 wurde unsere Kirche mit einem Festgottesdienst eingeweiht. Wie sich aus einem Vergleich insbesondere mit der Innenansicht der alten Mennonitenkirche an der Großen Freiheit ergibt, wurde die neue Kirche offenbar sehr stark der alten nachgebaut. Bänke und Kirchenratsgestühl wurden von der Großen Freiheit hierher übernommen, und auch die Raumaufteilung und Raumgestaltung wirken sehr ähnlich.

III.

Städtebaulich hatte unsere Kirche ein wechselndes Schicksal. Eigentlich steht sie heute „verkehrtherum“, und auch über unsere isolierte Hausnummer 20 hat sich schon mancher gewundert. Ursprünglich sollte da, wo jetzt der Schulhof ist, ein Platz entstehen, auf den die Kirche geblickt hätte und an dem auch eine sehr viel größere neugotische Pauluskirche (etwa nach dem Vorbild der Johanniskirche in der Max-Brauer-Allee) stehen sollte, die freilich so nie gebaut wurde. Von Süden wäre eine Straße von der Augustenburger Straße her gekommen, etwa entlang des jetzigen Fußweges, deren Häuser die Nummern 1 bis 19 gehabt hätten, und Kantsteine für diese Stadtplanung lagen noch bis in die 1970er Jahre im Gelände. Unser Gebiet, ganz im Norden der damals noch selbständigen Stadt Altona, hart an der Grenze zum Hamburger Stadtteil Eimsbüttel gelegen, war damals Altonaer Stadterweiterungsgebiet, und einige Wohnhäuser waren schon in den Jahren vor dem Kirchbau entstanden, wie alte Fotos zeigen. Jedoch wird bekanntlich nicht aus allen Plänen Wirklichkeit, und so lag unsere Kirche jahrzehntelang inmitten einer grünen Insel aus Kleingärten an einem nicht ausgebauten Sandweg (der erst später „Mennonitenstraße“ genannt wurde; früher war die Anschrift „Langenfelder Straße 100 Hinterhaus“). Aber das Gelände war zu stadtnah und verkehrsmäßig zu gut erschlossen, als daß man es hätte dabei belassen wollen, und so wurde in den 1970er Jahren ein neuer Bebauungsplan mit Wohnhäusern, zwei Schulen und einem Kindertagesheim verwirklicht, der unsere Umgegend zu dem machte, was sie heute ist. Es fehlt nur noch ein projektiertes Haus der Jugend, an dessen Platz sich die letzten Kleingärten bis heute halten konnten.

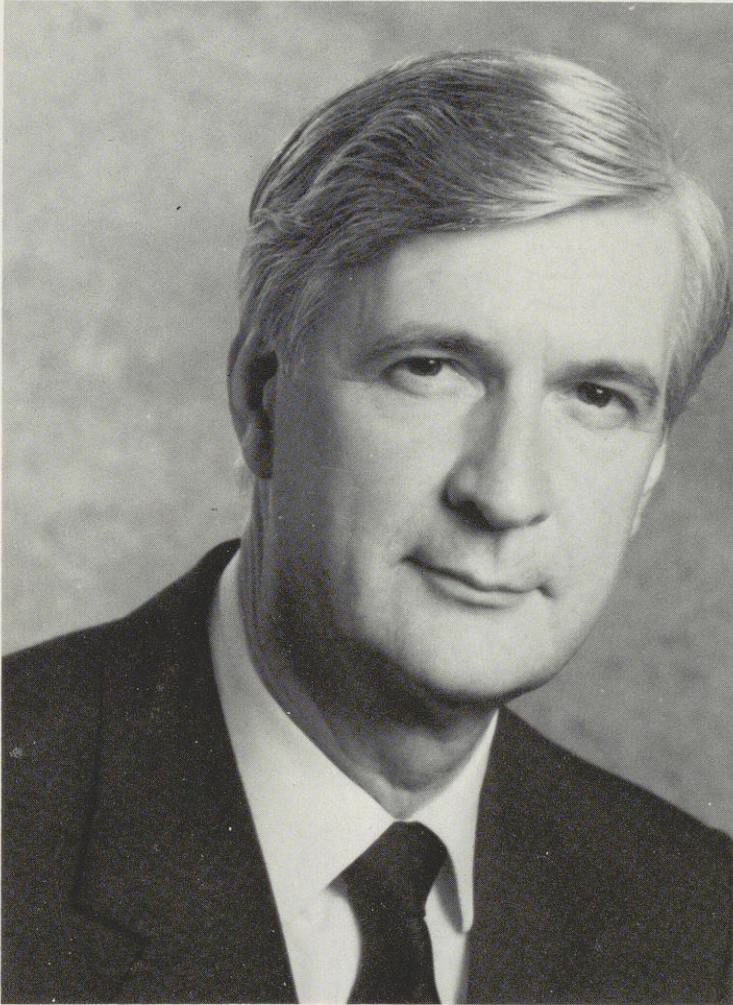


Abb. 1

Klaus Deppermann (1930–1990)

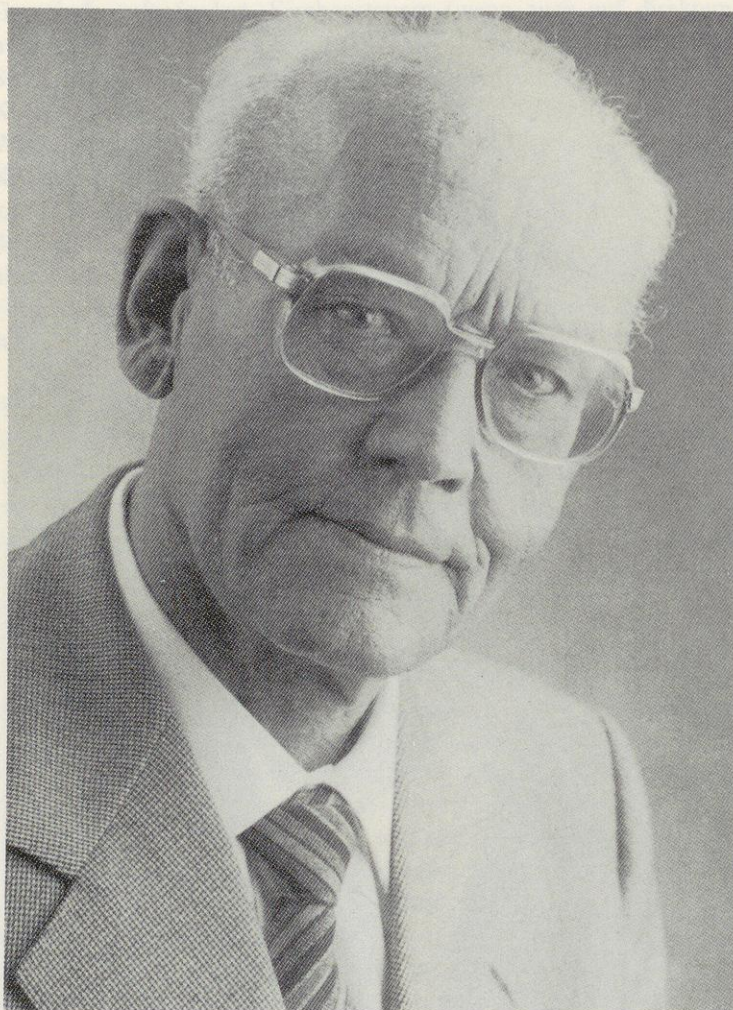


Abb 2
Gerhard Hein (1905–1990)
Foto: Bücheler (1980)



Abb. 3

Mühlhausen heißt jetzt nicht mehr Thomas-Müntzer-Stadt.

Foto: S. Woelck

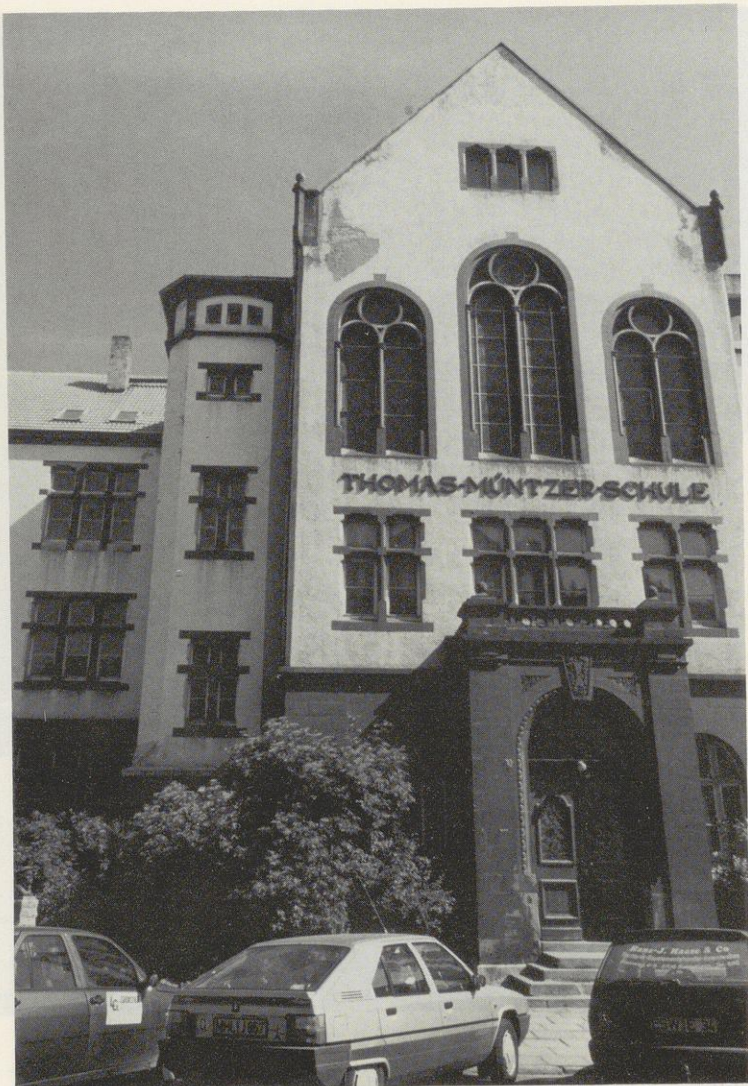
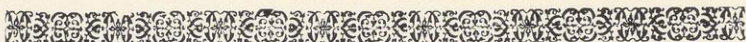


Abb. 4
Thomas-Müntzer-Schule in Mühlhausen: Wie lange noch?
Foto: S. Woelck



Abb. 5 Nationalbibliothek Wien

Titelblatt von Johann Fabris „Znaimer Predigten“, Wien 1528.



DELINEATIO MALÆ ARBORIS LVTHERANÆ.

Das ist
Ein eygentliche Entwurffung / vnd Hinstellung des bösen vnfruchtbaren Lucher oder
Ketzersbaums / darauß zuweinenen was des Baums Wurzel / Stammen vnd Blät / ja
wie auch der ault verurtheilten Gessenbaum beschaffen se
Durch M. ABRAHAMVM NAGELIVM GAMVNDIANVM

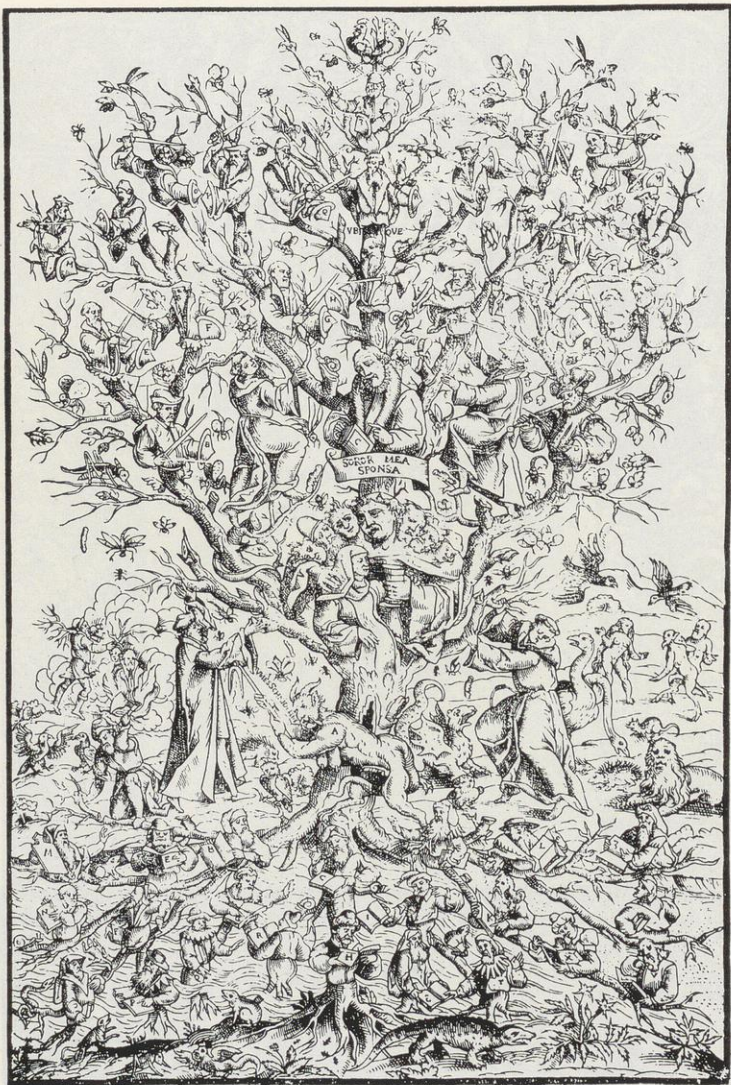


Abb. 6

Der Ketzersbaum, unbekannter Künstler, 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts
(aus: Kostbarkeiten der Lutherhalle Wittenberg, Berlin 1983, S. 122).



Abb. 7

Vergrößerter Ausschnitt aus dem Ketzlerbaum:
 Satirische Darstellung Luthers und seiner Frau Katharina
 (zum Beitrag von Ch. Dittrich, S. 71).





Abb. 9

Täuferin. Kolorierter Kupferstich von G. J. Gatine, Paris 1827.

Nach der farbigen Wiedergabe in dem auf S. 233f. angezeigten Buch, S. 183.

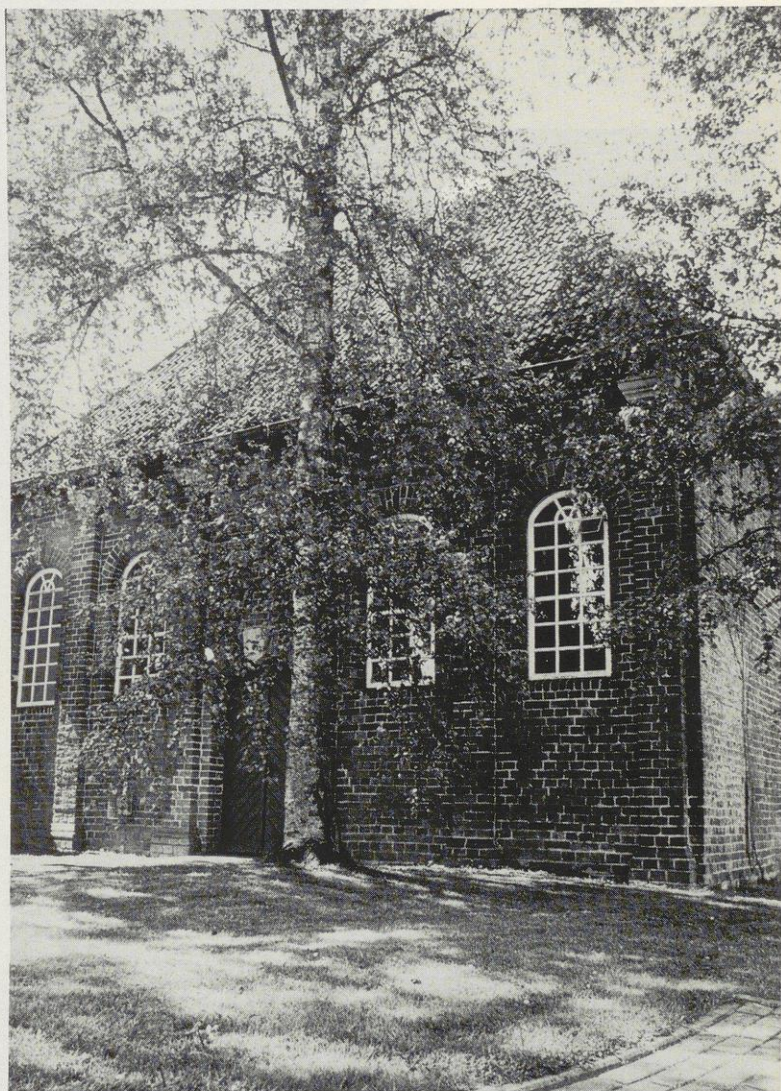


Abb. 11 Foto: S. Woelck
Mennonitenkirche in Neustadtgödens am Schwarzen Brack.

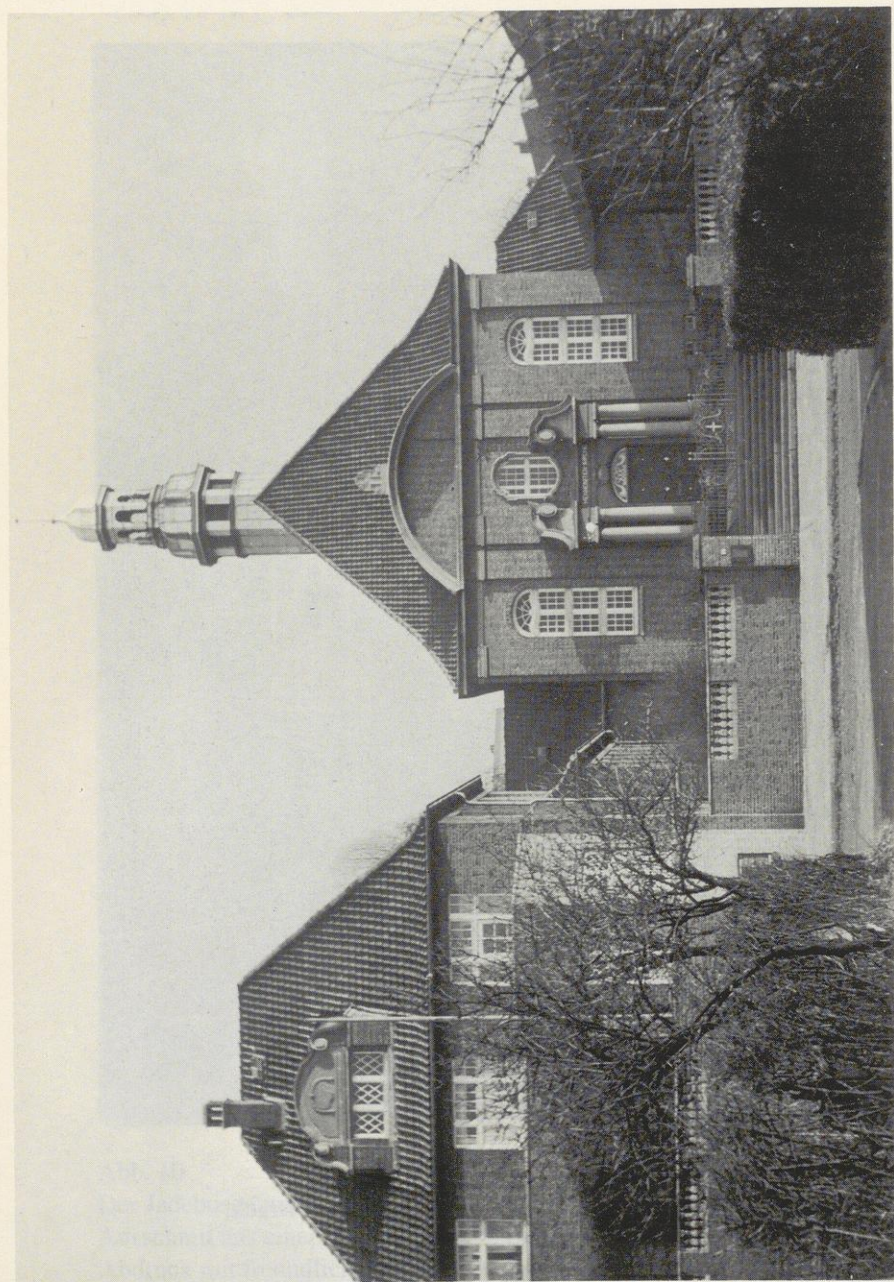


Abb. 12

Kirche und Pfarrhaus der Mennonitengemeinde zu Hamburg und Altona, erbaut 1914–1915.



Abb. 13
Der Kirchenrat der
Mennonitengemeinde
zu Hamburg
und Altona,
etwa 1914.

Hinterer Reihe von links:
Hermann Otto Roosen, Hinrich Gysbert Julius Mannhardt, Hermann Penner, Wilhelm Karl Franz Ahlzweig
Vordere Reihe von links:
Antonius Classen, Pastor Hinrich van der Smissen, Ferdinand ten Doornkaat Koolman, Hinrich van Sintern

Mitgliederversammlung des MGV 1990:
Auf einem Ausflug von Hamburg über Bad Oldesloe nach Lübeck
war ein Höhepunkt die Begegnung mit dem Kunsthistoriker
Abraham B. Forns am Tage vor seinem 103. Geburtstag.



Abb. 14
 Pastor Otto Schowalter mit der Gruppe der Täuflinge von 1934,
 geboren alle 1919.



Abb. 15

Von der Panorama-Terrasse aus erklärt Dr. Hans Rott (Baskenmütze) den Besuchern der Mitgliederversammlung des MGV in Straßburg 1991 die historischen Sehenswürdigkeiten.



Abb. 16

Mitgliederversammlung des MGV 1990:
Auf einem Ausflug von Hamburg über Bad Oldesloe nach Lübeck war ein Höhepunkt die Begegnung mit dem Kunsthistoriker Abram B. Enns am Tage vor seinem 103. Geburtstag.



Abb. 17

C. F. Klassen, Frankfurt, April 1954, kurz vor seinem Tod
am 8. April 1954 in Gronau.

Aus den letzten Amtsjahren von Pastor van der Smissen, der also als erster in das neue Pastorat zusammen mit der Familie seines Sohnes einzog (eine Enkelin, hier 1916 geboren und bis 1928 aufgewachsen, lebt heute noch in Süddeutschland), ist noch zu vermelden, daß er 1925/26 zu seiner Unterstützung einen jungen Vikar hatte, Ethelbert Stauffer, 1902 geborener Sohn eines jung verstorbenen Missionars und zuletzt Mennonitenpredigers in der Mennonitengemeinde Friedelsheim bei Ludwigshafen. Stauffer wandte sich aber der Wissenschaft zu und wurde Professor für Neues Testament in Bonn und Erlangen; auch er ruht, ebenso wie Hinrich van der Smissen, auf unserem Hamburger Mennonitenfriedhof, denn seine Frau stammte aus Hamburg und war eine Enkelin jenes erwähnten Carl Cornelius Wiebe. Es klingt wie ein Witz, daß Ethelbert Stauffers Sohn Wolfram Stauffer seit 1981 lutherischer Pastor an der uns benachbarten Pauluskirche ist, zu der unsere Gemeinde übrigens immer ein besonders gutes Verhältnis hatte. Mehrfach nutzte die Paulusgemeinde unsere Räume, als ihre Kirche zerstört war.

IV.

Im Sommer 1929 kam ein neuer Pastor an die Gemeinde: Otto Schowalter vom Kaplaneihof in der Südpfalz, der erste seit langem, der kein Hamburger war und der es vielleicht im Innersten auch nie wurde. Er war ein Intellektueller und Ästhet, ein Liebhaber der Künste, der auch passable Gedichte schreiben konnte, und vor allem war er ein scharfsinniger Theologe. Seine Amtszeit läßt sich in zwei sehr unterschiedliche Perioden einteilen, in die Zeit bis und dann nach 1945. In den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts, zumal dann im nationalsozialistischen Weltanschauungsstaat lag das Gemeindeleben nach allem, was mir bekannt ist, sehr darnieder, jedenfalls was die regelmäßige Teilnahme der Gemeindeglieder an den Gemeindeveranstaltungen betrifft. Immerhin, es gab in den 1920er Jahren einen Kirchenchor „Menno“, es gab große Weihnachtsfeiern oder Orgelkonzerte durch den langjährigen Organisten Fritz Kremp, aber der Gottesdienstbesuch war doch äußerst bescheiden, was Otto Schowalter in seiner Besinnung zum 25jährigen Jubiläum unserer Kirche in die etwas schönfärbisch-vornehmen Worte faßte: „Die Kirche ruft noch nach der Vollgemeinde.“ (Sie tut es heute noch). 1941 mußte Otto Schowalter Soldat werden, und in diesen Kriegsjahren hielt seine energische Ehefrau Gertrud, geb. Stauffer aus Kirchheimbolanden das Gemeindeleben aufrecht, so gut sie es vermochte, unter anderem mit Hilfe von Gastpredigern aus anderen Gemeinden, wie ein Gästebuch aus jenen Jahren ausweist. Glücklicherweise

se kehrte Schowalter bereits am 21. November 1945 aus englischer Kriegsgefangenschaft zurück.

Das Jahr 1945 und das Kriegsende bedeuten den wohl tiefsten Einschnitt in der Geschichte unserer Gemeinde. Hunderttausende von Flüchtlingen strömten aus Ost- und Westpreußen und aus Pommern in den Westen und sammelten sich vor allem im Norden, in Schleswig-Holstein und in Niedersachsen, und unter ihnen waren auch viele Mennoniten. Die Gemeinde Hamburg, mitten in diesem Gebiet gelegen und, wenn auch vom Krieg sehr mitgenommen, doch immer noch eine größere Gemeinde mit einer Kirche und mit Verbindungen, wurde zur Anlaufstelle für viele dieser Entwurzelten. Kirche und Pastorat wurden im Krieg glücklicherweise zwar beschädigt, aber nicht zerstört, obwohl um die Kirche herum Wohnhäuser durch Bomben in Schutt und Asche fielen. Das Dach war beschädigt und mußte 1958 völlig erneuert werden, die bunten Kirchenfenster waren in Mitleidenschaft gezogen, so daß man aus sechs beschädigten Fenstern vier ganze machen mußte und die zwei hinteren in einfacherer Ausführung ergänzte, wie man heute noch sehen kann, und auch die Orgel mußte gründlich instandgesetzt werden. Aber die Kirche stand, und die Menschen kamen. Über Jahrzehnte hin wurden die weitläufigen Gemächer und Kellerräume der „Mennoburg“ zur Zuflucht und zur Notwohnung für Familien und alleinstehende junge Menschen, bis in die 1960er Jahre noch für Studenten.

1954 wurden zweimal Transporte mennonitischer Kinder zusammengestellt. Niederländische mennonitische Familien wollten deutschen bedürftigen Kindern Gelegenheit geben, sich bei ihnen für sieben oder acht Wochen zu erholen und pflegen zu lassen. Für den zweiten Transport wurde auch ich ausgesucht, obwohl ich erst knapp neun Jahre alt war, da sich ansonsten nicht genügend Kinder gemeldet hatten. Da es schnell gehen mußte, aber die technischen Möglichkeiten der Kommunikation damals noch rar waren, rief Pastor Schowalter in unserem Wohnort Uetersen irgendeinen Telefonbesitzer an und bewog ihn dazu, zu meinen Eltern zu gehen, sie von diesem Vorhaben in Kenntnis zu setzen und seinen Besuch anzukündigen. Meine Eltern gerieten in eine nicht geringe Aufregung, und es folgten einige angespannte Tage, besonders für meine Mutter. Das Ehepaar Schowalter begleitete dann unsere Kindergruppe bis Groningen, von wo aus wir dann weiter verteilt wurden. Seit dieser Zeit fühlen wir uns (und sicher nicht nur wir) unseren niederländischen Glaubensgeschwistern besonders verbunden und pflegen heute noch diese Beziehung.

Dorothee Wiens

Schleswig-Holstein und Niedersachsen waren voller Flüchtlinge. Nicht nur für die mennonitischen unter ihnen sorgte nach Kräften das MCC, das Hilfswerk der amerikanischen Mennoniten, und die Kirche bzw. die Gemeinde wurde zum Treffpunkt und zur Informationsbörse, zum Ort der Hoffnung. Hilfsgüter, vor allem Nahrung und Kleidung wurden verteilt, teils in der Kirche, teils an anderen Stellen in Hamburg, und wieder hat sich die tatkräftige Gertrud Schowalter mit aller ihrer Kraft eingesetzt. Wie man im Rückblick weiß, ist das Verteilen von Hilfsgütern aber auch ein manchmal undankbares Geschäft, und so sind neben sehr vielen lobenden und rühmenden Stimmen über Gertrud Schowalter auch ein paar kritische zu mir gedrungen – vielleicht von solchen, die einen bestimmten Mantel oder ein Paar Schuhe nicht bekamen, aus welchen Gründen auch immer. Die Mennoniten im norddeutschen Bereich wurden von einem Ältestenaus-schuß im norddeutschen Bereich in zehn Betreuungsbezirke eingeteilt, um die Arbeit besser zu organisieren, und es bildeten sich viele Gruppen und Treffpunkte, aus denen später Gemeinden entstanden. Auch der Hamburger Gemeinde schlossen sich mit der Zeit viele Flüchtlinge an, so daß die Mitgliederzahl unserer Gemeinde von rund 250 vor dem Krieg auf zeitweise über 1.000 anwuchs. Die Gemeinde änderte, was die Herkunft und Prägung ihrer Mitglieder betrifft, damals völlig ihr Gesicht. Allerdings waren viele Flüchtlinge zunächst zögernd beim offiziellen Anschluß an eine hiesige Gemeinde. Man glaubte lange an eine Rückkehr in die verlorene Heimat, und noch 1948 lesen wir in einem Rundschreiben von Otto Schowalter an die im Lande verstreut lebenden Flüchtlinge, daß sie sich zwar der Hamburger Gemeinde anschließen möchten, um das Gemeindeleben und die Seelsorge auf eine geregelte Grundlage zu stellen, daß davon aber die Mitgliedschaft in ihrer Heimatgemeinde unberührt bleiben solle, als Wahrung eines Rechtsanspruchs sozusagen. Die Zeit ging dann freilich darüber hinweg.

Eine sehr große Zahl dieser Flüchtlingsmennoniten gingen dem Mennonitentum auch wieder verloren. Viele der verstreut Lebenden „versickerten“ oder schlossen sich der evangelischen Landeskirche an, häufig im Zuge ihrer Heirat; andere wanderten nach Südamerika aus, vor allem solche, die bis 1947 oder 1948 in Internierungslagern in Dänemark festgehalten worden waren. Otto Schowalter war übrigens, wie mir erzählt wurde, ganz gegen die vom MCC propagierte Auswanderung, weil er darin ein Zeichen von Mut- und Glaubenslosigkeit sah, und er sollte darin auch Recht behalten. Es ging, was sich 1948 noch kaum jemand vorstellen konnte, mit der Bundesrepublik doch schnell steil aufwärts, und wie oft habe ich bei

Gemeindebesuchen den Satz gehört: „Wir sind heute froh, daß wir nicht nach Uruguay ausgewandert sind, obwohl wir damals schon auf der Liste standen...“ So ging die Zahl der Mennoniten in unserem Bereich in den 1960er und 1970er Jahren doch auch wieder stark zurück. Unsere Gemeinde hat heute um die 530 Glieder, und von den Flüchtlingsgemeinden existieren in Norddeutschland noch Hannover, Göttingen, Bremen, Kiel und Lübeck, und diese Gemeinden sind alle sehr überaltert. Von den Predigtstellen der Nachkriegszeit, die immer auch Betreuungsstellen und ein Stück Ersatzheimat waren, sind noch Braunschweig (Gem. Göttingen), Delmenhorst (Gem. Bremen), Celle und Lüneburg (Gem. Hannover) sowie Preetz und Neumünster (Gem. Kiel) erhalten. Eine im einzelnen nirgends erfaßte Zahl wanderte auf eigene Faust nach Kanada aus, unter strengen Auflagen, vor allem mit einer „Bürgerschaft“ eines Kanadiers versehen, um dort eine neue Heimat zu suchen.

Pastor Schowalter wirkte oft wie jemand, der in höheren Sphären schwebt und mit den Niederungen des Alltags oft nur schwer etwas anfangen konnte. Eine Gewohnheit freilich ist mir in fester Erinnerung: Zwei Bibelworte pflegte er abwechselnd seiner Gemeinde zum Schluß seiner Predigten mit auf den Weg zu geben: „Wohlzutun und mitzuteilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl“ (Hebr. 19, 16) und „Seid aber Täter des Wortes und nicht Hörer allein“ (Jakobus 1, 22). Noch heute, wenn mir diese beiden Bibelworte begegnen, sehe ich Pastor Schowalter vor mir und höre ihn.

Dorothee Wiens

Auch eine andere Initiative, die andernorts auf fruchtbareren Boden fiel, führt bei uns bis heute ein Schattendasein: der Siedlungsbau für mennonitische Flüchtlinge. An sieben Stellen in der Bundesrepublik halfen amerikanische mennonitische Kriegsdienstverweigerer, sogenannte „Pax-Boys“, beim Bau von Siedlungshäusern für mennonitische Flüchtlinge. Dadurch sollte sowohl Wohnraum geschaffen wie ein Gemeindeleben in Gang gebracht werden. In Espelkamp, Bechterdissen bei Bielefeld, Enkenbach bei Kaiserslautern, Neuwied und Backnang erwuchsen aus diesen Siedlungen große Gemeinden, die teilweise seit den 1970er Jahren durch Zuzüge von mennonitischen Aussiedlern aus der UdSSR noch verstärkt wurden, während die Bemühungen in Wedel nur teilweise und in Lübeck kaum vom Erfolg gekrönt waren. In Wedel bei Hamburg wurden von 1954 bis 1957 in drei Bauabschnitten Siedlungshäuser und auch ein Gemeindehaus gebaut, aber die Siedlung wurde nie so groß, daß sie eine selbständige Gemeinde

geworden wäre. Sie blieb immer ein Teil und eine Predigtaußenstelle der Gemeinde Hamburg. Die Zahl der Siedlungshäuser auf der Dornbreite in Lübeck blieb gering, und eine Gemeinde aus mennonitischen Flüchtlingen gibt es in Lübeck unabhängig von diesem Siedlungsversuch.

Das Zusammenwachsen von Alteingesessenen und Flüchtlingen in den 1940er und 1950er Jahren verlief nicht ganz schmerzfrei, ganz ähnlich dem Zusammentreffen von Bundesrepublikanern und Aussiedlern in unseren Tagen. Die alten Hamburger fühlten sich überfremdet: „Herr Pastor, so schön wie früher ist es nicht mehr...“, und die Flüchtlinge empfanden sich trotz ihrer zahlenmäßigen Mehrheit zumindest teilweise als Außenseiter: „Wir waren Mennoniten zweiter Klasse“. Heute wiederholt sich das unter neuen Vorzeichen dort, wo Aussiedler und Hiesige aufeinandertreffen. In unserer Gemeinde ist das aber bisher nicht der Fall. Hamburg ist bisher für diese Menschen im Gegensatz zu Bielefeld, Neuwed, Espelkamp und einigen anderen Orten kein attraktiver Zielort. Die Zusammensetzung unserer Gemeinde ist nach einer Statistik vom 1. 4. 1982 ein getreues Spiegelbild dieser Geschichte des 20. Jahrhunderts: Nur noch 25 Prozent alten Hamburger Familien stehen 66 Prozent Flüchtlinge aus Ost- und Westpreußen (und jeweils deren Nachkommen) gegenüber, dazu kommt ein Rest, der aus hängengebliebenen Rußlandmennoniten von 1945, aus Südamerikarückwanderern und sonstwie Zugezogenen besteht.

Eine gewisse Bedeutung für unsere Gemeinde hatte auch das Altersheim, das nach dem Krieg ursprünglich in Rellingen seine Tore öffnete, um zumal alten Heimatvertriebenen, die nicht mehr selbst neu siedeln wollten, oder deren Kinder auswandern und ihre Eltern versorgt wissen wollten, eine Heimat für ihre alten Tage zu geben. 1966 mußte das Heim verlegt werden, da die Pacht gekündigt worden war und das Gebäude sich nicht für größere Investitionen eignete. Der Neubau in Bad Oldesloe erwies sich aber aus der Sicht unserer Gemeinde als Fehlplanung. Der Kontakt ist seither loser geworden, kaum jemand geht freiwillig dorthin, wie überhaupt kaum jemand freiwillig ins Altersheim geht angesichts der erfreulich vielen ambulanten Hilfen. Jeder will möglichst lange in seiner Wohnung und in der Nähe seiner Familie und Bekannten bleiben, und so ist das Heim zu einem für die meisten zu weit entfernten Pflegeheim geworden, in das Gemeindeglieder nur der Not gehorchend umziehen.

Daß unsere Gemeinde eine „Flüchtlingsvergangenheit“ hat, merkte man sehr deutlich noch in den 1960er Jahren, als ich die Gemeinde kennenlernte. Die Ost-Denkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland 1965, die die Aussöhnung mit unseren östlichen Nachbarn und praktisch den Ver-

zicht auf die ehemalige Heimat empfahl, verursachte auch in unserer Gemeinde hitzige Debatten. Umgekehrt trugen sicher manche Busreisen, die wir in den 1970er Jahren in die inzwischen für Touristen zugänglichen, heute polnischen Gebiete unternahmen, nicht unerheblich dazu bei, daß viele dann doch ihren Frieden mit sich und der Vergangenheit machen konnten.

VI.

Die frühen 1960er Jahre waren für unsere Gemeinde Jahre des Übergangs und des häufigen Wechsels. 1961 starb nach langer Krankheit Gertrud Schowalter an Multipler Sklerose. Ihr Ehemann Otto Schowalter pflegte sie jahrelang aufopferungsvoll. Die Ehe war übrigens kinderlos, und Otto Schowalter gegen Ende seiner Dienstzeit selbst ein von Krankheit stark angeschlagener Mann. Ein mennonitischer Theologiestudent, der mit im Pastorat wohnte, Bodo Geddert, war in den frühen 1960er Jahren sehr aktiv, allerdings trennte man sich dann doch 1962, obwohl Geddert gehofft haben mochte, einmal Schowalters Nachfolger zu werden. So mußte Otto Schowalter, der schon im Ruhestand war, noch eine Anhangsdienstzeit ableisten, bis im August 1964 Dr. Hans-Jürgen Goertz als eben fertiger Theologe aus Göttingen hierher kam, um die Predigerstelle zu übernehmen. Bald darauf, am 5. Februar 1965, starb Otto Schowalter auf einer Reise in seiner pfälzischen Heimat, gerade 64 Jahre alt. Auch er und seine Frau ruhen auf unserem Friedhof.

Mit Hans-Jürgen Goertz kam ein junger Theologe in unsere Gemeinde, der vor allem ökumenisch aufgeschlossen war und durch mancherlei Initiativen die Gemeinde aus einer Art bürgerlicher Behäbigkeit herauszuführen versuchte. So knüpfte er Kontakte zur Reformierten Gemeinde in Hamburg, die ja eine uns theologiegeschichtlich verwandte Tradition („radikale Reformation“, praktisches Christsein, Nüchternheit des Gottesdienstes) verkörpert, und er war aktiv beteiligt bei der Gründung der „Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Hamburg“ im Jahr 1965. Daneben war er knapp zwei Jahre auch Schriftleiter der damaligen mennonitischen Zeitschrift „Der Mennonit“, in der er deutliche journalistische Akzente setzte. Er war ein in der Gemeinde geschätzter geschliffener Prediger, auch wenn er mit mancher pointierten Äußerung auch einmal ein Stirnrunzeln hervorgerufen haben mag. Er repräsentierte nach der langen Ära Schowalter sozusagen den „frischen Wind“, nicht zuletzt befördert durch die in diese Jahre fallende „Revolution“ (zumindest der Umgangsformen) von 1968. Goertz blieb aber nur knapp fünf Jahre, eine Ausnahme unter den traditionell lang-

dienenden Hamburger Predigern, und wandte sich im Frühjahr 1969 einer wissenschaftlichen Tätigkeit als Assistent am Ökumenischen Institut der Universität Heidelberg zu. Er lehrt heute am Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Hamburger Universität.

VII.

Damit nähern wir uns der Gegenwart. Seit April 1969 ist der Verfasser Pastor der Gemeinde. Er stand beim Weggang von Goertz sozusagen zur Verfügung, da er seit Februar 1968 bereits je zur Hälfte von Hamburg und Lübeck als Pastor angestellt gewesen war. Er wechselte ganz nach Hamburg nach einer Wahl, die – nicht ganz ohne Widerspruch aus der Gemeinde – ohne Gegenkandidaten verlaufen war. Die Veränderungen der letzten zwanzig Jahre sind wohl gleichermaßen dem Einsatz des Pastors wie allgemeinen äußeren Zeiteinflüssen zu verdanken: Die Gottesdienstformen haben sich aufgelockert, oft wird Gottesdienst im Gemeindesaal gehalten, vor allem seit der drastischen Verteuerung der Heizölpreise nach 1973. Aber aus dieser Notmaßnahme wuchsen auch viele Chancen; Gottesdienste in der Kirche und im Gemeindesaal mit je ihrem Gepräge wechseln seither einander ab. Seit Jahren gibt es im Anschluß an den Gottesdienst immer eine Tasse Kaffee, was der Gemeinschaft untereinander sicherlich förderlich ist.

Mitte der 1970er Jahre wurde, wie in einigen anderen deutschen Mennonitengemeinden, auch bei uns die alte Tradition des Laienpredigertums wiederbelebt. Am 24. April 1977 wurden Gerhard Tyart und Ruth Wedel als Laienprediger ordiniert. Seither halten sie in unserer und den Nachbargemeinden selbständig Gottesdienste. Auch einige weitere Gemeindeglieder sind inzwischen bereit, der Gemeinde mit einer Predigt zu dienen, auch wenn sie (bisher) nicht förmlich in ein Predigtamt eingesetzt sind. Das Nebeneinander des hauptamtlichen, theologisch gebildeten Predigers mit den Laienpredigern hat sich als fruchtbar erwiesen, und seit 1984 hat sich aus dem ganzen norddeutschen Bereich ein Kreis von haupt- und ehrenamtlichen Predigern zusammengefunden, der sich viermal jährlich bei uns zu Fortbildung und Austausch trifft.

Eine Reihe von Familienfreizeiten in den 1970er Jahren wirkt bis heute nach in Form besseren gegenseitigen Kennens und in der Bereitschaft zur Mitarbeit. Überhaupt kann man die Geschichte unserer Gemeinde nicht schreiben, ohne nicht wenigstens pauschal die vielen Mitarbeitenden zu nennen und ihnen herzlich für ihren Einsatz zu danken, sei es in der Arbeit des Kirchenrates oder vor allem in der Kinder- und Jugendarbeit. Eine vom

„Gesetz der Stelle“ diktierte, aber auch willig übernommene besondere Form von Präsenz und Mitarbeit wird der Ehefrau des Pastoren auferlegt, früher wie heute. Elke Foth hat im Büro oder hinter den Kulissen von Gemeindeveranstaltungen viel (oft unbemerkten) Einsatz geleistet und in den letzten Jahren, seit die eigenen Kinder groß und teilweise aus dem Haus sind, auch ganz offiziell einige Funktionen in der Gemeinde und in der deutschen Mennonitenschaft übernommen. Einen unfreiwilligen Beweis ihrer Eigenständigkeit mußten die Mitarbeiter der Gemeinde 1982 antreten, als der Verfasser durch eine längere Krankheit sechs Monate ausfiel. Mit zwei Ausnahmen wurden alle Gottesdienste und die sonstigen Gemeindeveranstaltungen aus eigener Kraft gestaltet, was abgesehen vom unschönen Anlaß ein erfreuliches Zeichen ist.

In den letzten Jahren haben sich auch die Kontakte zu unseren mennonitischen Nachbargemeinden verstärkt. Friedrichstadt wird schon seit 1922, seit dem Weggang des letzten dortigen Predigers, von Hamburg aus mit „betreut“, und seit 1984 gibt es auch eine enge Zusammenarbeit mit der Gemeinde Kiel. Die Hamburger ehrenamtliche Pastorin Ruth Wedel wurde zur Ältesten, also zur Gemeindeleiterin der Gemeinde Kiel berufen. Auch die Kontakte zur Gemeinde Lübeck verstärken sich in der jüngsten Zeit; wohin die Entwicklung führen wird, ist zur Zeit offen.

Eine Reihe von Mennonitentagen in den 1970er Jahren, die dann freilich wieder eingeschlafen sind, führte die in unserem Raum meist sehr verstreut und isoliert lebenden Mennoniten ein wenig zusammen, und von der Hamburger Gemeinde als einer der größeren deutschen Mennonitengemeinden gingen in den letzten Jahrzehnten immer auch Impulse auf das gesamte deutsche Mennonitentum aus, was die Zusammenarbeit der Gemeinden und nicht zuletzt die Hilfswerkstätigkeit betrifft. Hier hat sich vor allem unser Gemeindeglied und langjähriges Kirchenratsmitglied Dr. Helmut Greve persönlich und mit seiner Familie sehr engagiert.

VIII.

Auch unser Kirchengebäude, dessen 75jähriges Jubiläum 1990 der Anlaß für diese Festschrift ist, stand immer wieder im Blickpunkt des Interesses, oft genug durchaus unfreiwillig, denn natürlich bedarf eine solch schöne, aber auch verwinkelte und aufwendig gebaute Anlage der dauernden Unterhaltung. Unserem Rendanten ist auch schon das Wort vom „Faß ohne Boden“ herausgerutscht. Das Jahr 1966 bedeutet hier einen wesentlichen Einschnitt: In diesem Jahr verkaufte die Gemeinde den Gemeindesaal samt Küsterhaus an eine freie Gemeinde, die schon längere Jahre in dem Gebäu-

de zur Miete war und das Gebäude unbedingt zum Eigentum wollte und darum auch einen attraktiven Preis bot. Diese „Evangelische Gebetsgemeinschaft e. V.“, wie sie sich nennt, ist eine nur hier existierende, nach außen sehr abgeschlossene Gemeinde konservativen Zuschnitts, die in ihrem äußeren Auftreten in manchem an Altmennoniten oder Amische in Amerika erinnert. Aber sie sind sehr gute und hilfsbereite Nachbarn und haben im Laufe der Jahre sehr viel in das nun ihnen gehörende Gebäude investiert, haben umgebaut und renoviert, mehr als wir es je hätten bewältigen können. Manchmal fehlt uns zwar der große Saal für bestimmte große Veranstaltungen, aber insgesamt hat sich nach meinem Urteil im Rückblick der Verkauf, mit dem sich unsere Gemeinde „gesundgeschrumpft“ hat, als eine richtige Entscheidung herausgestellt. Von einem Teil des Verkaufserlöses wurde die Heizungsanlage erneuert und das ehemalige quadratische Kirchenratszimmer durch Hinzunahme eines Flurs in einen für viele Zwecke sehr geeigneten und ausgesprochen freundlichen Gemeindesaal („Gerrit-Roosen-Saal“) umgebaut. Es gab und gibt im übrigen immer genug Reparaturen und Instandhaltungsarbeiten an Kirche und Pastorat, von denen nicht wenige kleinere Arbeiten in Eigenarbeit ausgeführt wurden. Aber oft genug standen Baugerüste an den Mauern, und zumal die Dächer und das schöne Westportal verschlangen schon viele Tausende, weil an ihnen der Zahn der Zeit besonders nagte, von laufenden Arbeiten wie dem Streichen der unendlich vielen Fenster und Türen ganz zu schweigen. Einiges wurde im Lauf der Jahre auch vereinfacht. So hat der „Brautgang“ an der Südseite heute keine Fenster mehr wie vor dem Krieg. Sie wären sinnlos und angesichts des heutigen Umfeldes eine Dauerarbeitsstelle für einen Glaser. Die Garten- und Terrassenmauer der Westfront bestand früher aus kleinen Säulchen, die 1969 wegen Baufälligkeit beseitigt und durch glattes Mauerwerk ersetzt wurden; heute würde man vielleicht versuchen, sie zu erhalten. Ebenso wurden die Dachgauben an der nicht so im Blickfeld liegenden Nordflanke des Kirchendaches abgerissen, weil sie eine Quelle ständiger Undichtigkeit waren, und schließlich wurde bei der Einrichtung der Bibliothek im unteren Erkerzimmer des Pastorates 1969 ein nicht mehr benutzter Kachelofen abgerissen. Diesem trauern heute manche wieder nach, ebenso wie einem Deckengemälde in der Kirche, das 1964 bei Renovierungsarbeiten nicht nur deswegen unwiederbringlich übermalt wurde, weil es durch Wasser infolge Kriegseinwirkungen stark beschädigt war. Man hielt es damals für Kitsch. Die Einstellungen wandeln sich... Wer die schrittweise erneuerten Fenster des Pastorats genau betrachtet, erkennt manche Uneinheitlichkeiten, die daher rühren, daß nicht alles auf einmal

erneuert werden konnte. Der Einbau einer freilich viel zu kleinen Küche anstelle einer ehemaligen Toilette samt Vorzimmer in den frühen 1970er Jahren in Eigenarbeit hat sich ausgezeichnet bewährt, sind doch viele Gemeindeveranstaltungen mit Essen verbunden, und das hat bekanntlich nicht nur eine materielle Dimension.

IX.

Heute ist unsere Gemeinde, wie ein Blick auf eine Berufsstatistik ausweist (Stichtag 1. 4. 1982), eine überwiegend im kaufmännischen Bereich und in der Dienstleistung angesiedelte Mittelstandsgemeinde mit weit verstreut lebenden Gemeindegliedern. Ehen mit Angehörigen anderer Kirchen oder Konfessionslosen sind die Regel, und sie sind für die Gemeinde mindestens so sehr Chance wie Gefahr. Es gibt einen aktiven Kern von Gemeindegliedern, die in der Gemeinde mitleben und mitarbeiten, es gibt viele „unterstützende“ (zahlende) Gemeindeglieder und natürlich eine Reihe von Randsiedlern. Im Laufe der Jahre bin ich vorsichtiger geworden bei der „Zuordnung“ des einen oder anderen, aber natürlich wünscht sich jeder Pastor die Schowaltersche „Vollgemeinde“. Wir sind eine Gemeinde, die ökumenisch aufgeschlossen sein will und doch teil hat an der für Freikirchen offenbar typischen Binnenorientiertheit („Familienkirche“). Von den meisten anderen Mennonitengemeinden in Deutschland sind wir weit entfernt, und im Vergleich dazu darf man unsere Mitarbeit in den Gremien und Werken der deutschen Mennoniten durchaus als intensiv und engagiert bezeichnen. Wir sind in vielem eine eher säkularisierte Stadtgemeinde, etwas, was uns vielleicht mit unserer Partnergemeinde Groningen (seit 1987) mehr verbindet als mit vielen anderen deutschen Mennonitengemeinden. Wir wollen unsere Defizite nicht verschweigen, aber wir brauchen uns auch nicht zu verstecken. Wir wollen Christen sein in dieser Stadt und in unserem Lebensumfeld, und durch Gottes Gnade sind wir, was wir sind (1. Korinther 15, 10).